

Schauspiel
Hannover

Ich will alles — oder nichts!

Ein musikalischer Abend
zu 100 Jahren Hildegard Knef





Ich will alles— oder nichts!

Ein musikalischer Abend zu 100 Jahren Hildegard Knef

Mit

Shirin Eissa
Anja Herden
Michael Lippold
Oana Solomon

Musiker*innen

Christian Decker
Lars Ehrhardt
Kristof Hinz
Lami Nam

Inszenierung: Katharina Birch
Musikalische Leitung: Lars Ehrhardt
Bühne: Evi Bauer
Kostüm: Lene Schwind
Video: Jana Schatz
Licht: Tobias Reichstein
Dramaturgie: Valerie Göhring

Regieassistanz: Vlady Schklover
Bühnenassistanz: Roel Leenders
Kostümassistanz: Hermine Warnatz
Inspizienz: Silke Janssen
Soufflage: Tanja Kleine
Regiehospitanz: Lea Wiegand
Kostümhospitanz: Sunye Park
Dramaturgiehospitanz: Zora Otte

Für die Aufführung verantwortlich

Theatermeister: Markus Fricke
Konstruktion: Ruben Thorns
Ton: Markus Folberth, Felix Klatte
Beleuchtung: Tobias Reichstein
Video: Konrad Weiß, Christian Schäfer
Requisite: Gabriele Rosenbrock,
Constanze Hoffmann, Stefanie Koch
Maske: Tanja Buddensiek, Maja Ann Mayer
Ankleidedienst: Anita Garcia,
Lilli Riesenbeck, Anne Rietzsch,
Sarah Weiskittel

Leitung der Abteilungen

Technische Direktion: Ilka Licht
Werkstätten: Nils Hojer
Technik Schauspielhaus: Oliver Jentzen
Beleuchtung: Oliver Hisecke
Ton und Video: Lutz Findeisen
Requisite: Ute Stegen
Kostümdirektion: Andrea Meyer
Maske: Guido Burghardt
Malsaal: Thomas Möllmann
Tapezierwerkstatt: Fabian Doant
Schlosserei: Bernd Auras
Tischlerei: Michael Mäker
Maschinentechnik: Dirk Scheibe

Dauer: 1 Stunden 40 Minuten, keine Pause

Aufführungsrechte: Funkturm Verlag,
Warner Chappell Music, Inc.
frei nach einer Idee von Vasco Boenisch
und Katrin Lindner

Schauspielhaus

Uraufführung
12.12.2025

Worum geht's?



Eine Ikone wird 100: Hildegard Knef.

Vier Menschen nähern sich der Legende, dieser einzigartigen Künstlerin und außergewöhnlichen Frau. Sie erwecken sie zum Leben: in Erinnerungen, Zitaten und ihren Liedern.

Die Knef. Ihr Leben eine Achterbahnhfahrt: von der Schauspielausbildung während des Zweiten Weltkriegs über „Endkampf“ und erste Filmengagements, einem Exklusivvertrag in Hollywood, der aber auf dem Abstellgleis endete, bis zur Rückkehr nach Deutschland, mit dem größten Filmskandal der Nachkriegszeit — „Die Sünderin“. In New York spielte Knef Musical am Broadway und erfand sich schließlich als Sängerin und Liedtexterin neu. Und als Schriftstellerin: Ihre Autobiografie „Der geschenkte Gaul“ wurde zum Welterfolg. Oft war „Hilde“ die Erste in ihrem Metier, und auch ihr bewegtes Privatleben, Krankheiten und Krisen, trug sie bereitwillig in die Öffentlichkeit. Schonungslos sich selbst gegenüber. Ehrgeizig. Mutig. Und immer schlagfertig.

Die Songs der Knef beeindrucken bis heute. Chansons wie Kurzgeschichten, überraschend und gewitzt und couragierte. In ihnen spiegelt sich nicht nur eine Zeit, sondern auch die Diva mit Herz und Berliner Schnauze. So ist Hildegard Knef bis heute ein Role Model. Eine Inspiration. Eine Künstlerin, die etwas zu sagen hat. Und zu singen.



In Erinnerung bleiben

von Paul von Schell

Voller Vertrauen, obwohl wir uns noch niemals im Leben begegnet waren, bat mich Hilde telefonisch, ihren Umzug von Österreich nach Berlin zu organisieren. Die Art und Weise, wie sie ganz offen und ehrlich zu mir sprach, mit einer sympathischen Stimme, die erkennen ließ, dass sie dringend Hilfe benötigte, überzeugte mich sofort.

Tag für Tag lernte ich Hilde näher kennen und entdeckte ihre Güte, ihre Großzügigkeit, ihren Humor, ihre Weisheit und Menschlichkeit. Und ihre bedingungslose Fähigkeit zu lieben, vor allem ihre Tochter Christina, hat mich zutiefst berührt und beeindruckt.

In kürzester Zeit hatte ich mich in Hilde verliebt und war sicher, dass ich die Frau meines bis dahin ruhelosen Lebens gefunden hatte. Am 1. Juni 1977 wurden wir Mann und Frau.

Ich merkte schon bei den Dreharbeiten zu „Fedora“ auf der griechischen Insel Lefkas, wo wir gleichzeitig unsere Flitterwochen verbrachten, dass ich zwei verschiedene Frauen geheiratet hatte: die professionelle Hilde, die sich während der Arbeit alles abverlangte, bis hin zur totalen Erschöpfung, und die private Hilde, die sich nach Harmonie, Vertrauen und Liebe sehnte.

Hilde, ohne jegliche Starlügen, war ein unkomplizierter Mensch, der die wertvolle Gabe des Gebens und des Nehmens besaß.

Sie liebte Schönheit und Ästhetik, wo immer sie sie fand, und verabscheute Vulgarität und Hässlichkeit. Sie schätzte tiefsinngige Unterhaltungen im Freundeskreis über Philosophie, Politik, Geschichte, Literatur und Musik, auf der ewigen Suche nach noch mehr Wissen.

Legendär waren die geselligen Abende in fröhlicher Runde, an denen Hilde zahlreiche witzige Anekdoten erzählte und über die Witze der anderen hemmungslos lachte.

Es waren für uns wunderschöne und unvergessliche Momente, wenn wir bei einem guten Glas Wein über ein neues Buch

sprachen oder einen faszinierenden Film zusammen sahen. Hilde sparte nicht mit Lob, wenn sie eine gute schauspielerische Leistung eines Kollegen bewunderte. Neid war ihr unbekannt; vielleicht eine Charaktereigenschaft, die sie sich in Amerika angeeignet hatte.

Als wir in den 1980er Jahren in Kalifornien lebten, wollte Hilde ihrer Tochter eine große Freude bereiten und arrangierte einen Besuch auf dem Set, wo die Dreharbeiten der Kultserie „Mash“ stattfanden. Als Hilde sich bedanken wollte, unterbrach sie Alan Alda, Star und Drehbuchautor der Serie: „Ich möchte Danke sagen, Hilde.“ „Wieso?“, staunte sie. „Sie haben uns durch Ihren fabelhaft geschriebenen ‚Geschenkten Gaul‘ ermutigt, auch zu schreiben.“

Hilde hat ihr ganzes Leben lang in ihrer Freizeit gemalt und gezeichnet; immerhin war sie als Zeichnerin bei der Ufa ausgebildet worden. In Los Angeles öfter unterwegs, beobachtete Hilde mit wachen, neugierigen Augen ihre Umwelt, vor allen Dingen die Menschen. Die Diskrepanz zwischen dem obszönen Reichtum und der entsetzlichen Armut dort hat sie dazu bewegt, einen Bilderzyklus zu kreieren, der diese ganz deutlich ausdrückt. In unserem schattigen Garten malte Hilde eine Serie von 20 Bildern in Öl mit dem Titel „Los Angeles — Eindrücke zwischen Armut und Reichtum“.

Ich werde meinem Schicksal ewig dankbar sein, dass ich die Gnade hatte, 25 wunderbare, aufregende Jahre mit meiner geliebten Hilde teilen zu dürfen.

Kurz vor ihrem Tod wurde meine Frau gefragt, wie sie in Erinnerung bleiben möchte: „Schön ist es, wenn ich in Erinnerung bleibe.“

Paul von Schell (geboren 1940) war als dritter Ehemann von 1977 bis zu ihrem Tod 2002 mit Hildegard Knef verheiratet.

Nicht Hildegard

von Roger Willemsen

Wenn je eine Frau nicht „Hildegard“ war, dann Hildegard Knef! Dieses Betuliche, Bürgerliche, germanisch-mittelalterlich Klingende, das hatte sie so gar nicht. Im Gegenteil, das war es, wogegen sie sprach und schrieb, und ich glaube, sie existierte in gewisser Weise, um mit ihrem Leben ihren Namen zu entgiften. Stand man ihr gegenüber, dachte man nicht mehr an ihn.

Man dachte schon im Augenblick nicht mehr an ihn, da man in ihre Augen sah. Unvergessliche Augen, mit einer Spannweite, die Räume umschloss, mit einem kühlen Brennen, das Leidenschaft verriet. War es Strabismus, Silberblick, Schminktechnik, der künstliche Wimpernbesatz? Es war, was keine äußere Manipulation hinkriegt, der Strahl der Lebenserfahrung. Es gibt Menschen, die einen noch posthum mustern. Ihr Blick stirbt nicht. So waren diese Augen.

Außerdem waren sie das Jüngste in diesem Gesicht. So direkt und unsentimental schauen nur Junge. Man kann sich vorstellen, wie diese Augen die USA gemustert hatten, als die „Neff“ dort ankam, kann sie sich weit offen beim Gespräch mit Henry Miller vorstellen, sieht sie vor sich, kämpferisch, querulorisch, im Widerstreit mit dem Spießigen im eigenen Werk und im eigenen Land. Als wir uns zum letzten Mal trafen, hatte sie gerade eine Kreuzfahrt als Ehrengast auf einem der großen Luxus-Liner hinter sich. „Mach das nie!“, beschwore sie mich und berichtete wie ein Teenager, den man auf eine Gruppenreise älterer Herrschaften verschleppt hatte. „Sie schauen dich an, du bist gefangen, du kommst nicht weg ...“

Weil sie immer irgendwo im Widerstreit stand, war immer etwas Jugendliches an Hildegard Knef, und dass sie sich mit einer Ballonmütze bekleidet inmitten jugendlicher Jazz- und Rockbands im Studio einfand, um ihre alten Lieder neu einzuspielen, das passte wirklich nur in ihrem Fall. Wen sonst aus ihrer Generation hätte man in dieser Situation nicht bizarr gefunden? Oh, und wie schwierig musste es den anderen vorge-

kommen sein, eine Tonlage zu finden für die Dame, den Star, die Institution, die Alte, die Junge, die Rotzige, die Ehrliche, die Kranke! Nur sie selbst hatte kein Problem damit, denn aus ihr sprachen alle Generationen.

Das Erstaunen über Hildegard Knef war ein Erstaunen über das Rätsel von Persönlichkeit. War sie auch noch so hinfällig, von Schmerzen abgelenkt, von Medikamenten sediert, nichts hatte sich abgeschliffen, nichts war einfach konventionell. Ihr Verstand war die Unruhe in der Uhr, er war das Leben in ihr, und er hielt sie am Leben.

Wie arm wäre dieses Land ohne Hildegard Knef gewesen, und wie untypisch, dass diese Frau von französischer Lebensart und britischem Humor, diese Exterritoriale im Geiste eine Repräsentantin Deutschlands im Ausland werden sollte. Sie, die lebte, indem sie sich an diesem Land rieb, und die von diesem Land lange Zeit gar nicht und später eher reserviert ans Herz gedrückt wurde.

Die wunderbare Freizügigkeit, die sie umgab, ihre Zivilcourage, ihre Lust an der Selbsterneuerung, ihre Unabhängigkeit, ihre Ausstrahlung, ihre Schönheit! Es ist wahr, aber nebensächlich, dass sie in „Die Sünderin“ die erste deutsche Filmnackte nach dem Krieg war. Konnte sie etwa ahnen, dass sich Zeitungen an der Vergrößerung ihrer Blöße erfreuen würden, bis die Rasterpunkte der Fotos größer waren als die Brüste?

Typisch Knef, nannte sie den Film übrigens ein „idiotisches Melodrama“, und der Produzent hatte auch noch Angst, sie könnte in Hollywood „vervampen“. Dabei war Hollywood längst besiegt und sie, mit Flutlicht in den Augen, voller Mut, Lässigkeit und Extravaganz, eine Freundin für Henry Miller, Tennessee Williams, Cole Porter, und sagte doch später: „Bis ich verstanden hatte, warum sich so viele Männer um mich scharten, war es schon fast zu spät.“

Sie drehte mit Billy Wilder „Fedora“. Den Film nannte sie „so grauenhaft, dass man es nicht in Worte fassen kann“, und einen ihrer schönsten Filme, „Jeder stirbt für sich allein“, so „riesig erfolglos“, dass ihn ange-

lich nur ein paar Crew-Mitglieder gesehen hätten. Nimmt man hinzu, dass sie ihre letzten Fernsehrollen als „Laberkram“ abgetan hat, dann haben wir den ganzen Weltstar: grandios in der Arbeit, unorthodox in den Entscheidungen, schonungslos im Umgang mit sich selbst.

Als wäre sie als Schauspielerin, Entertainerin, Sängerin nicht voll beschäftigt gewesen, brachte sie 1970 noch ihre Autobiografie „Der geschenkte Gaul“ heraus, ein Buch, in dem sich ein paar der härtesten Schilderungen der Schlacht um Berlin und der Nachfolgezeit finden, so nebenher ein Weltbestseller wie das fünf Jahre später veröffentlichte Buch „Das Urteil“, in dem sich die erste deutsche Filmnackte mit ihrem Brustkrebs auseinandersetzt, beispiellos unetet und kühn.

Viele große Leistungen im Künstlerischen werden von der Erfahrung der Lieblosigkeit befeuert, des Verlusts oder des Mangels, und im Fall von Hildegard Knef scheint es offensichtlich, dass ihre Anstrengungen auf den Feldern der Musik, der Literatur, der Kunst und der Öffentlichkeit von dem Wunsch getragen waren, eine Lücke zu schließen und eine Liebe zu ernten, die nicht leicht zu haben war: Zu klug, zu unsentimental, zu scharfsichtig war sie, die allgemeine Zustimmung für das anzunehmen, was sie eigentlich suchte.

Als Hildegard Knef aus Amerika zurückkam, wurde sie — wie Marlene Dietrich, wie Ute Lemper — in Deutschland von der Kritik mit Hämme übergossen. Als sie unbirrt 1963 ihre erste Platte, zum Teil mit eigenen Texten, veröffentlichte, da war in Deutschland gerade „Junge, komm bald wieder“ ein Hit. Hilde aber hat, wie ein kluger Kritiker schrieb, „die deutsche Popmusik im Alleingang erwachsen gemacht“.

Sie sang nicht über heile Welt, sondern über One-Night-Stands und Liebe, die scheitert, Chansons, die Kurzgeschichten sind, raffiniert und verrucht. Mitte der 1990er Jahre kehrten diese Titel zurück, und die in ihrer Liebe zu allem, was jung ist und

jung hält, unverwüstliche Hildegard Knef stellte sich nacheinander mit Extrabreit, den Fantastischen Vier, Till Brönner und einigen Drum-and-Bass-Formationen ins Studio oder auf die Bühne und gab uns 1999 die jüngste Hilde seit langem; und auch wenn sie bei der Verleihung des „Echo“-Lifetime-Awards auf dem Weg zur Bühne gestützt werden musste, die Jungen im Saal begriffen: Sie war „eine von uns“.

„Ach, liebe Hilde“, so schloss ich damals meine Laudatio, „du hast es knüppeldick gekriegt, vom Glück, von der Kritik, vom Leben, aber wenigstens haben wir dich erkannt und rechtzeitig bemerkt — wie man nur im Englischen sagen kann: You were really making a difference! Und wenn du selbst in einem deiner Lieder die Grundfrage stellst: Wer war glücklich, dass du lebst, dann höre dir heute auch die ganze pathetische Antwort an: Wir, wir sind glücklich, dass du lebst!“

Daran, wie sehr der Saal damals dieses Gefühl mittrug, kann man auch ablesen, wie sehr Hildegard Knef heute fehlt. Niemand ist da, die Rolle des Künstlers, der in der Welt stehenden und in die Zeit hineinwirkenden mündigen „Kultur-Arbeiterin“ so zu interpretieren, wie sie es tat: mit Klugheit, mit Courage, mit Herz.



Wer Zeit hat, stolz
zu sein, ist eh ein
elendes Häufchen
Nichts.

Hildegard Knef

Michael Lippold, Oana Solomon, Anja Herden, Shirin Eissa

Dass es gut war, das weiß man hinterher

Hildegard Knef als Sängerin

Bilder wollen bewundert werden, Musik schlägt in Bann. Es ist ein traurig-schöner Sirenengesang, der in dem Film „Alraune“ 1952 die Männer fesselt: Nachts dringt eine Ballade, getragen von einer brüchigen Orgel und perlenden Gitarrenakkorden, aus dem Garten des Wissenschaftlers ten Brinken, so betörend, dass drei Studenten, gespielt von Karlheinz Böhm, Harry Meyen und Rolf Henniger, über die Mauer klettern, um zu erfahren, wer da singt. Sie finden Hildegard Knef, die an einem Teich, in ihr Spiegelbild vertieft, vor sich hin summt. Diese Alraune ist mehr eine Erscheinung als ein Wesen aus Fleisch und Blut. Die Studenten sind ihr sofort verfallen, und natürlich ist das ihr Verderben. Im Grunde erzählt schon das Lied die ganze Geschichte: „Doch einer sprach im Frühling: Auch du fühlst Lust und Schmerz/ Und brach ihr tausend Rosen, doch sie brach nur sein Herz.“

„Alraune“ war neben „Die Sünderin“ (1950) einer von Knefs großen kommerziellen Filmerfolgen der 1950er Jahre. Die zwei Knef-Chansons aus dem Film sind heute Schellack-Raritäten. Gert Wilden, der bei „Alraune“ als Assistent und Arrangeur arbeitete, erinnert sich noch gut an Knefs „schöne Sprechstimme“ und ihre „natürliche Musikalität“ bei den Aufnahmen.

Zehn Jahre später, 1962, trafen sich Gert Wilden und Hildegard Knef wieder. Knef war jetzt ein Filmstar im Abstieg, Wilden leitete das Tanzorchester des Bayerischen Rundfunks und arbeitete als Komponist für den Musikproduzenten Wolf Kabitzyk. Die Schauspielerin war 1954 nach New York gegangen, um im Cole-Porter-Musical „Silk Stockings“ am Broadway fast anderthalb Jahre lang die weibliche Hauptrolle der Ninotschka zu spielen und zu singen: ein Triumph, der sie aus der deutschen Filmszene herauskatapultiert

hatte. Nach der Rückkehr nach Deutschland drehte sie 1957 ein kommerzielles und künstlerisches Desaster: „Madeleine und der Legionär“, ein hölzerner, im Algerien-Krieg angesiedelter Abenteuerfilm von Wolfgang Staudte, der Knefs Comeback einläuten sollte, wurde zu einem der größten Flops ihrer Karriere. Das Fernsehen kam auf, der deutsche Film steckte in einer existenziellen Krise. Knef wurden nur noch kleine Rollen angeboten, sie ging auf Theatertournee und wich auf ausländische Produktionen der B- und C-Kategorie aus.

Als Wolf Kabitzyk seinem Mitarbeiter Gert Wilden ankündigte, dass er eine Schallplatte mit der Knef aufnehmen wolle, entgegnete der Komponist: „Graut dir vor gar nichts?“ Wilden hielt Knef für Kassengift. Vorausgegangen war — davon wusste Knef nichts — ein fehlgeschlagener Versuch Kabitzyks, Caterina Valente für eine Produktion zu gewinnen. Knef war Kabitzyk vom Herausgeber der Zeitschrift „Madame“ ans Herz gelegt worden; er glaubte daran, dass man aus ihrer markanten Stimme etwas machen könne. Am 10. April 1962 unterschrieb die Schauspielerin einen Vertrag mit der Hamburger Telefunken-Decca Schallplatten GmbH, kurz Teldec. Sie erhielt für zwei Titel jeweils 500 Mark als Vorschuss auf ihre Umsatzbeteiligung von sechs Prozent.

Die beiden Titel heißen „... und der Mann mit der Harmonika“ und „Er war nie ein Kavalier“, geschrieben hatten sie Gert Wilden und der Komponist und Texter Charlie Niessen, der ebenfalls zu Kabitzyks Teldec-Team gehörte. „Er war nie ein Kavalier“ ist ein Fox-trott, der mit seinem Glockenspiel und dem federnden Bass musikalisch noch ganz in der Tradition des 1950er-Jahre-Schlagers steht. Aber der Text, Hymne auf einen Schwere-nöter, hat Biss.



Wildens Prophesie, dass sich Knefs Platten nicht verkaufen würden, sollte sich nicht erfüllen. „Er war nie ein Kavalier“ wurde zum Überraschungserfolg, von der Single „Eins und eins, das macht zwei“, einem Loblied auf den sexuellen Hedonismus und Knefs erstem Klassiker, wurden 1963 bereits mehr als 100.000 Exemplare abgesetzt. Knefs Lieder waren pointierte Kurzgeschichten, Erinnerungsbilder, theatralische Farcen, in denen sie Rollen durchprobierte. Als Vokalistin schien sie eine quasi angeborene Ausstrahlung zu besitzen. Auf eine Sängerin wie die Knef schienen die Deutschen nur gewartet zu haben.

**Einmal im halben Jahr hieß es:
Wir brauchen eine neue Single**

Es war die Zeit eines beginnenden Umbruchs in der Musikbranche, bald sollten die Beatles Deutschland erobern. Knef behauptete sich auf diesem sich wandelnden Musikmarkt mit ihren „Schlagerchansons“ — einer Gattung, deren Erfindung Niessen und Wilden für sich beanspruchten — erstaunlich gut. Schon ihr zweites Album, das im April 1964 herauskam, trug den Titel „Die großen Erfolge“. Es blieb 98 Wochen in den Top 40, ein Rekord. Im September 1964 wurde ihr bei einer Gala in Monte Carlo das Goldene Grammophon für 500.000 verkauft Schallplatten überreicht. Eine Aufschrift auf der Trophäe verkündete: „Hildegard Knef für ihre Verdienste um die Neugeburt des Chansons in Deutschland“. Knef wurde gewissermaßen als Nachkömmling gefeiert, als Disease-Wiedergängerin, die an die Liedtradition der Weimarer Republik, an Marlene Dietrich, Trude Hesterberg und Greta Keller anknüpfte.

„Einmal im halben Jahr hat es geheißen: Wir brauchen eine neue Single, oder es war Zeit für ein Album“, erinnert sich Gert Wilden. Niessen schrieb zwei Drittel der Stücke, Wilden ein Drittel. Daneben füllten Evergreens das Repertoire. Musiker wurden zusammengetrommelt — die meisten kamen vom Berliner Rundfunk, vom RIAS-Tanzorchester, manche auch vom SFB. Anders als Caterina Valente, die wegen ihrer stimmlichen Präzi-

sion den Spitznamen „First Take Lady“ bekommen hatte, musste sich Knef viele ihrer Titel im Studio akribisch erarbeiten.

„Sie hat sich selber nie gefallen. Sie wollte immer noch einmal und immer noch einmal aufnehmen“, so Wilden. „Meistens wurde es dabei schlechter. Oft war der zweite oder dritte Take schon ganz gut, wir konnten das dann mischen.“ Hildegard Knef beherrschte kein Instrument und konnte keine Noten lesen, als Sängerin hat sie sich — ein wenig kokett — allenfalls den Rang einer ambitionierten Amateurin zugesprochen. Dass sie „wenig“ oder „keine“ Stimme besessen habe, gehört zu den Gemeinplätzen der Knef-Kritik. Das Urteil geht angeblich auf Ella Fitzgerald zurück, die gesagt haben soll, Knef sei „the greatest singer without a voice“, die größte Sängerin ohne Stimme. Kaum ein Text über die Sängerin Knef kommt ohne dieses Zitat aus, dessen Ursprung sich im Nebulösen verliert. Möglicherweise hat Knef, eine begnadete Erfinderin ihres eigenen Mythos, das Kompliment der Kollegin selber kolportiert, es könnte aus ihrer „Silk Stockings“-Zeit Mitte der 1950er Jahre stammen, als sich die Wege der beiden Sängerinnen im New Yorker Nachtleben gelegentlich kreuzten. In Wirklichkeit hatte Knef eher zu viel als zu wenig Stimme. Ihr rauchiger Alt, der in höheren Lagen brüchig wurde, war zum Schmettern von Liebesarien nicht geeignet, eher zum trocken-bilanzierenden Rezitieren. Rhythmus lag ihr mehr als Melodie, das Vibrato, das sie gelegentlich einsetzte, konnte auch schon mal verrutschen. „Hilde bellt wieder“, wurde dann im Studio gespottet. Man hat ihre Stimme noch im Ohr, wie sie sich über die Jahre veränderte und immer spröder wurde.

„Ich lernte Cole Porter kennen, der hat mir beigebracht, wie man singt, in einem Haus ohne Mikrofon mit 2.000 Plätzen. Dann habe ich mit Boris Vian gearbeitet, der schrieb in Paris Texte für mich. Und dann haben, glaube ich, sogar die Deutschen davon gehört, dass ich im Ausland Erfolg hatte. Dann kam die Decca und bot mir einen Vertrag an. Dann fing ich an, Chansons zu

singen auf Deutsch, und dann fing ich an, selber zu schreiben.“ So hat Hildegard Knef 1999 ihre Musiklaufbahn zusammengefasst: mit beißendem Sarkasmus und als success story, bei der die einzelnen Karriereschritte auf geradem Weg nach oben führen mussten. Die Sängerin wurde aus der Not heraus zur Autorin ihrer eigenen Lieder, es war ein Schritt in die Unabhängigkeit.

Die Presse jubelte: „Ein Stern wurde geboren — die Knef“

Mitte 1965 zeigte die Zusammenarbeit zwischen Niessen, Wilden und Knef Ermüdungserscheinungen. Von dem letzten Album, das den schlichten Titel „Hildegard Knef“ trug, waren erstmals weniger als 100.000 Exemplare verkauft worden. Pläne, französische Chanson-Größen wie Charles Aznavour oder Gilbert Bécaud um ein paar Titel für die deutsche Kollegin zu bitten, zerschlugen sich. „Charlie Niessen sagte, das werde ich ihm nie vergessen, das war so beeindruckend und in unserem Metier selten, er sagte: Du, deine Texte sind besser als meine. Schreib' Texte, und ich schreib' die Musik“, erinnerte sich Knef später.

Angeblich schmuggelte ihr Ehemann David Cameron Knefs ersten selbst geschriebenen Chanson-Text in einen Stapel mit anderen Text-Vorschlägen, den er dem Teldec-Chef Kurt Richter übergab. In nur zwei Monaten entstand das Material für das Album „Ich seh' die Welt durch deine Augen“, das 13 Knef-Texte zur Musik von Niessen und Wilden versammelt.

Knef war jetzt eine etablierte Sängerin. Nachdem die ARD-Fernsehshow „Hildegard Knef — Portrait in Musik“ ihr Ende 1963 zum Durchbruch verholfen hatte, war sie zum Dauergast im deutschen Fernsehen geworden. Anfang 1966 ging sie mit ihren Liedern auf Tournee. „Diese Stimme muss man auf Händen tragen“, befand der Pianist Günter Noris als musikalischer Leiter des Unternehmens und stellte ein Swing-Quintett zusammen. Die Tour führte durch knapp 30 Städte in Deutschland, Österreich und der Schweiz

und wurde zum überwältigenden Erfolg. Im „Stern“ schwärzte die Kolumnistin Anneliese Friedmann über ein Konzert: „Am besten singt sie die kleinen Lieder, die von nichts handeln als dem, was das Leben einer Frau ausmacht. (...) Zum Schluss hat sie Ovationen wie nur die Callas, die Dietrich vor ihr. (...) Ein Stern wurde geboren: die Knef.“

Die Chansons auf dem Album „Ich seh' die Welt durch deine Augen“ mischen poetisch überhöhte Alltagsbeschwörungen mit lakonischem Aberwitz, sie haben bereits den typischen Knef-Touch. Aber durch die Musik von Niessen und Wilden wehte noch der Tanzcafé-Geist der 1950er Jahre. Der Mann, der einen neuen Sound für Hildegard Knef schuf, war Hans Hammerschmid. Dem Österreicher schwebte eine dezidiert moderne Musik vor, die „vielseitig und offen“ sein sollte, „später nannte man das Cross-over“. Hammerschmid sollte zum idealen musikalischen Partner der Knef aufsteigen, aus seiner Feder stammten mehr als 50 ihrer Titel. Knef gab Hammerschmid ihre Texte, er schrieb dazu die Noten und wurde so etwas wie ihr musikalischer Lehrer. Vor den Aufnahmen zu einem neuen Album wurde intensiv geprobt: fünf bis sechs Wochen lang, ohne Orchester, nur mit dem Klavier.

„Ich habe sie richtig korrepetiert“, erzählt Hammerschmid. „Wir haben die Melodien und Phrasierungen durchprobiert, uns darüber unterhalten, wo man Luft holt, wo man absetzt.“ Hammerschmid arbeitete am liebsten in großer Besetzung, mit einer 15-köpfigen Big Band und zusätzlich 25 Streichern. In der Regel dauerten die akribisch vorbereiteten Produktionen für ein Album nur eine bis zwei Wochen. „Meine Vorgänger hatten Knef alles machen lassen, ohne einzuschreiten. Da hatte sie sich oft durchgeschwindelt, irgend etwas gesungen, Töne, die nicht ins Stück gehörten. Man musste ihr eine klare Orientierung geben.“ Einer der ersten Titel, die der Komponist für die Sängerin schrieb, war „Von nun an ging's bergab“. Es ist Knefs Autobiografie in sieben Strophen, ein Aufstieg, ironisch besungen als Abstieg: „Ich kam im tiefsten Winter zur Welt/Hab' drei



Mal geniest, mich müde gestellt/Der Vater war wütend, er wollt' einen Sohn/Ich sah mich so um und wusste auch schon: Von nun an geht's bergab.“ Und je mehr das Verhängnis seinen Lauf nimmt, desto entfesselter klingt das Orchester, mit brausenden Geigen und zackigen Bläsern: „Erst war ich beleidigt, dann war ich verstört/Doch dann hat mich einer singen gehört/Ich hab' ihn gewarnt, doch er sagte, ich muss/Und damit begann der neue Verdruss.“

Knef inszeniert sich bei ihren Auftritten als höchst irdische Frau

Hildegard Knef war jetzt ein Popstar, das Jahr 1968 zeigt die Sängerin auf der Höhe ihrer Kunst. Im Herbst 1968, nur ein halbes Jahr nach der Geburt ihrer Tochter Christina, trat Knef eine strapaziöse Tournee an, die zum Triumphzug durch 38 fast immer ausverkaufte Hallen wurde. Knef wurde von Kurt Edelhagen und seiner 17-köpfigen Big Band begleitet, dem zu diesen Zeitpunkt berühmtesten deutschen Unterhaltungsorchester. Es war gewissermaßen der Aufstieg aus dem Jazzkeller — in den sie mit Noris und seinem Quintett noch hineingepasst hätte — auf die große Showbühne.

Anders als ihre Freundin Marlene Dietrich, die sich am Ende ihrer Auftritte in einem pomposen Mantel aus Schwanenfedern zeigte, inszenierte sich Knef bei der Konzertreise nicht als entrückter Star, sondern als höchst irdische Frau. Knef trug elegant-schlüchte Abendkleider, die der Pariser Modemacher Pierre Balmain für sie entworfen hatte, verplauderte mitunter ihre Ansagen, umriss mit sparsamer Gestik und Mimik die Miniaturdramen ihrer Lieder und setzte sich auf einen Barhocker neben Edelhagens Flügel. Für ein Chanson hatte Hammerschmid erst wenige Wochen vor dem Tourneestart die Musik geschrieben, einen schwelgerischen Walzer: „Mit sechzehn sagte ich still: Ich will/Will groß sein, will siegen/Will froh sein, nie lügen./Mit sechzehn sagte ich still: Ich will alles — oder nichts//Für mich soll's rote Rosen regnen/Mir sollten sämtliche Wunder begegnen.“

„Für mich soll's rote Rosen regnen“, wie „Von nun an ging's bergab“ eine autobiografische Skizze, sollte Knefs größter Hit, ihr musikalisches Markenzeichen werden. In einer Umfrage der Fachzeitschrift „Musikmarkt“ wurde die Sängerin im Dezember 1968 zur „besten Interpretin des Jahres“ gewählt.

„Mir scheint, jeder Agent tut es / Ob in Ost oder West / Mancher Student tut es / Ohne jeden Protest / Tu du es, sei mal verliebt.“ „Sei mal verliebt“ heißt das Lied, in dem Hildegard Knef die Aufbruchstimmung des Jahres 1968 spöttisch festgehalten hat. Es ist die deutsche Version von Cole Porters Habt-Spaß-miteinander-Aufruf „Let's Do It“. Das Album „träume heißen du“ — der Titel erschien auf dem Cover in modischer Kleinschreibung — war ihr Tribut an den fünf Jahre zuvor verstorbenen Broadway-König. Die Platte enthält zwölf Porter-Standards, zu denen Mischa Mleinek deutsche Texte geliefert hatte.

Songs von Cole Porter: homosexuelle Liebeslieder für ein heterosexuelles Publikum

Der deutsche Texter und der amerikanische Komponist waren schwul, eine Tatsache, die Mleinek zwischen den Zeilen seiner liner notes auf der Rückseite der LP andeutete, in denen von einer „Spur genialer Schizophrenie“ die Rede ist. Die Schizophrenie lag darin, homosexuelle Liebeslieder für ein heterosexuelles Publikum zu schreiben, das von Homosexualität nichts wissen wollte. Im Original, so Mleinek, seien Porters Texte „freh bis über manche Zensurgrenze hinaus und zweideutig bis zur Eindeutigkeit“. Das-selbe gilt für die Nachdichtungen, die sich in ihrem Sprachwitz durchaus mit den Vorlagen messen können. „I Get a Kick out of You“ übersetzt Mleinek kongenial mit: „Nichts haut mich um — aber du“. Knefs Stimme strahlt, aus ihrem Vibrato wird immer wieder ein sekundenkurzes Lachen, die Ausgelassenheit wirkt ansteckend.

Auf dem Cover von „Knef“ (1970) ist das Gesicht der Sängerin in einer im Stil der Pop-Art verfremdeten Großaufnahme des Fotografen Rico Puhlmann zu sehen: nur Mund, Nase, die wimpernbeschatteten Augen und die Brauenbögen in leichter Untersicht, ein verrückt-entrücktes Star-Antlitz. Die Kompositionen stammen wiederum von Hammerschmid, es gibt harte Gitarren- und Bläserbeats im Vierteltakt wie von Motown, Hall-Effekte, verspielte Bassläufe, eingestreute Harfen- und Waldhornakkorde. Über eine verzerrte E-Gitarre, die an eine Sitar erinnert, schiebt sich ein Bass, Knefs Text wirkt wie eine surreale Drogenfantasie: „Im 80. Stockwerk / In dem Haus, das es nicht gibt / In der Stadt, die es nicht gibt, wird ein Mädchen stehn / Es wird warten auf den Mann / Es wird fragen, wann endlich, wann / Wird er da sein?“

Bei „Worum geht's hier eigentlich?“ (1971) ist der Titel in schwarzer Filzstift-Handschrift über das weiße Cover geschmiert, vielleicht eine Hommage an das „White Album“ der Beatles. Ein Jauchzen, Frohlocken und Jubilieren liegt über den meisten Songs, denn diesmal hatte Hammerschmid nur vier Titel geschrieben, die übrigen acht kamen von Les Humphries. Wie ein stetes Echo folgen Humphries' frenetisch jubelnde Chorsänger Knefs Leadgesang, manchmal auf Streicher gebettet, oft von hellen Fanfarenstößen durchstoßen. „Les Humphries war ein toller Musiker, er beherrschte jedes Instrument“, erinnert sich David Cameron, der damals auch Knefs Platten produzierte. „Aber die Zusammenarbeit war problematisch bis katastrophal.“ Nach der Aufnahme in Berlin hatte Humphries die Bänder in einem Hamburger Studio noch mit zusätzlichen Gesangsspuren und Hall aufgeblasen, ihm schwiebte offenbar eine wall of sound nach dem Vorbild des US-Produzenten Phil Spector vor. Am Ende kehrte man frustriert zur Ursprungsabmischung zurück.

Beide Platten, Knefs „rotes“ und „weißes“ Album, blieben kommerzielle Enttäuschungen ohne Charts-Platzierung. Nachdem ihr Plattenvertrag mit der Teldec

ausgelaufen war, wechselte die Sängerin im Juli 1972 zum Philips-Konzern. Sie war begehrt, auch das Plattenlabel der BASF hatte ein Angebot gemacht. Knef bekam 150.000 Mark pro Jahr, sie unterschrieb einen so genannten „Karajan-Vertrag“, der ihr diese Summe auch ohne das Erreichen bestimmter Verkaufszahlen garantierte.

„Frau von Dordorf-Klosterfelden“, „Ach wie schön ist so ein eig'ner Mann im Haus“, „Du bist mein Salz in der Suppe“: Schon die Titel von Knefs Liedern der Philips-Jahre signalisieren eine Veränderung. Vom früheren Sarkasmus und Sprachwitz ist nicht mehr viel übriggeblieben, es herrschen sentimentale Entrückung, seufzendes Sich-ins-Schicksal-Fügen, Nabelschau vor. Viele Texte kreisen nostalgisch um die Vergangenheit.

In den 1970er Jahren klangen ihre Chansons altmodisch

In den 1960er Jahren hatte Hildegard Knef sich bemüht, mit dem musikalischen Zeitgeist auf einer Höhe zu sein, und ihren Sound immer wieder erneuert. In den 1970er Jahren begannen ihre Chansons, altmodisch zu klingen. Die Arrangements wirken oft süßlich, den Aufnahmen fehlt Schwung und Durchschlagskraft. Nach dem Erfolg ihrer Bücher „Der geschenkte Gaul“ (1970) und „Das Urteil“ (1975) sah sich Knef als Schriftstellerin, die Musik hatte keine Priorität mehr. „Sie hat sich als Kafka gefühlt“, erzählt David Cameron. „Ihre Texte wurden immer komplizierter, wir haben manchmal überhaupt nicht gewusst, wie man sie vertonen sollte.“ Nach dem Album „Ich bin den weiten Weg gegangen“ (1974) trennten sich die Wege von Knef und Hans Hammerschmid. 1976 wurde Fred Weyrich ihr Produzent, ein Schlager-Routinier, der die Sängerin Alexandra entdeckt hatte. Danach schrieb Knef nur noch ein gutes Dutzend eigener Songs, sie nahm nun vorwiegend deutsche Versionen amerikanischer oder französischer Klassiker, Vorkriegsschlager oder Stücke mit Texten von Weyrich auf. Keines der neun Alben, die Knef

bis 1980 bei Philips veröffentlichte, konnte sich in den Charts platzieren. In der beginnenden Ära von Disco und New Wave schien die Zeit für ihre Chansons abgelaufen. Eine Konzertreise, großspurig als „Welttournee“ geplant, sollte Knefs Musikkarriere im Herbst 1980 noch einmal in Gang bringen. Die Hallen, in denen die Sängerin auftrat, waren nur viertel- oder halbvoll, am Ende musste das Unternehmen unter starken finanziellen Verlusten abgebrochen werden. Von dem Album „Da ist eine Zeit“, das Knef vor der Tournee aufgenommen hatte, wurden nur etwa 1.000 Exemplare verkauft. Danach lief der Plattenvertrag mit der Philips aus.

Nach fast 20 Jahren noch mal ein Album: Knef ist zurück in der Gegenwart

„Dass es gut war, wie es war, das weiß man hinterher / Dass es schlecht ist, wie es ist, das weiß man gleich / 17 Millimeter fehlten mir zu meinem Glück / Und schon warf's mich tausend Meilen zurück // Wer rollt den Stein den Berg hinauf und gibt niemals auf? / Der Mensch nur, ja wer sonst wohl als der Mensch.“ Geigen flirren, Klavier, Bass und Schlagzeug geben einen Bossa-Nova-Rhythmus vor, und Hildegard Knef spricht mit spröd-körniger, hörbar gealterter Stimme ihren Text mehr, als dass sie ihn singt: ein Selbstporträt als Sisyphos. Dass die Sängerin Ende 1999 mit „17 Millimeter“, erschienen bei dem kleinen Label Red Moon, fast 20 Jahre nach ihrer letzten Philips-LP noch einmal ein neues Album herausbrachte, war ein mittleres Wunder. Zuletzt hatte sie mit gesundheitlichen Problemen und Krankenhausaufenthalten Schlagzeilen gemacht, den Deutschen galt die zu diesem Zeitpunkt 73 Jahre alte Diva längst als ein Teil ihrer Film- und Kulturgeschichte. Aber Knef zeigte sich bei ihrem überraschenden Comeback als Aktivposten, „17 Millimeter“ ist, wie ihre besten Aufnahmen aus den 1960er und frühen 1970er Jahren, eine Platte, die sich ganz auf die musikalische Gegenwart einlässt.

Das Album ist ein großartiger Abgesang, noch einmal singt Knef „Eins und eins, das macht zwei“ und „Für mich soll's rote Rosen regnen“, sie duelliert sich mit ihrer von einem DJ zerscratchten, 30 Jahre alten Gesangsaufnahme von „Im 80. Stockwerk“ und grummelt vom „Herbst da draußen und in mir“. Etwa die Hälfte der Stücke, darunter auch das Titelstück, war bereits einmal vertont worden. Einige Songs schwelgen

in Geigen-Arrangements, andere zucken in Hip-Hop-Rhythmen. Der moderne Sound war der Platte vom Produzenten Till Brönner verpasst worden, einem zu diesem Zeitpunkt nicht einmal 30 Jahre alten Trompeter, der als deutsches Jazz-Wunderkind galt und den Knef über ihren langjährigen Pianisten Kai Rautenberg kennengelernt hatte. Die Arbeit an „17 Millimeter“ hatte sich weit über ein Jahr hingezogen. Immer wieder mussten die Aufnahmen in einem Berliner Tonstudio wegen gesundheitlicher Unpässlichkeiten der Sängerin wochen- oder monatelang unterbrochen werden. Knef absolvierte die Produktion im Sitzen, Brönner saß neben ihr und gab die Einsätze, „das ging teilweise bis zum Händchenhalten“.

Knefs Verhältnis zur Presse war zeitlebens problematisch, doch für „17 Millimeter“ wurde sie überschwänglich gefeiert. „Zeitlose Popmusik für Menschen, die nicht eingelullt werden wollen“, lobte „Die Woche“ und konstatierte: „Totgesagte singen besser.“ Und die „Berliner Zeitung“ erkannte in der Stimme der Sängerin gar ein „Zittern, das nicht nur vom Alter kündet, sondern ein Nachhall ist auf all die Erschütterungen, die durch Dramen und Drogen, Kriege und Krisen, durch Ruhm und Ruin ausgelöst wurden“. Rund 50.000 Exemplare wurden von der CD verkauft, ein beachtlicher Erfolg.

Hildegard Knef und Till Brönner wollten noch ein weiteres Album miteinander aufnehmen, doch die Pläne zerschlugen sich. Es blieb bei einem letzten gemeinsamen Song, der Bearbeitung eines Titels der Rockband Rammstein: „Engel“. Der Song erschien Ende 2001 auf einem Sampler, wenige Wochen, bevor die Sängerin in einer Berliner Klinik starb. „Gott weiß, ich will kein Engel sein“, singt Hildegard Knef, und so herb und gebrochen, wie ihre Stimme klingt, ist es, als ob dieser Gesang schon aus einer anderen Welt herüberwehte.

Christian Schröder







Shirin Eissa Elektromusik. Remixe. Gesangsunterricht in der Schauspielschule. Ikone, deren Song „Im 80. Stockwerk“ vor einem halben Jahrzehnt zu melancholischen Tanzeinlagen einiger übernächtigter junger Menschen an der Isar führte. Später: Ansammlung von Halbwissen über Hörensagen. In Verbindung mit Wörtern wie „Hollywood“, „Nachkriegsstar“, „Der geschenkte Gaul“ und „Monroe“. Muss mich mal mehr mit ihr beschäftigen, denke ich. Noch später: Wieder auf sie stoßen, über die Radioeinstellung bei Spotify. Über Dietrichs „Sag mir, wo die Blumen sind“ komme ich zu Leanders „Nur nicht aus Liebe weinen“, um bei Knefs „Eins und eins, das macht zwei“ in Dauerschleife zu enden. Etwas fesselt mich. In ihrer Stimme. Oder dem Text? Was, weiß ich nicht. Denke wieder: Muss mich mehr mit ihr beschäftigen. Noch viel später: Ein Abend über Hildegard Knef. Perfekt! Statt Antworten immer mehr Fragen: Wer ist diese große, für sich stehende Frau? Über die man sagte: „Einsame Spitze“. Warst du einsam an der Spitze, Hildegard? Wofür hast du gekämpft? Und was hast du uns zu sagen? Über den Krieg? Über das Leben? Warst du glücklich, dass du gelebt hast?



Anja Herden Wenn meine Mama sonntagnachmittags Hilde auflegte und sehr laut und begeistert „Eins und eins, das macht zwei“ mitsang, war mir das immer etwas unheimlich. Hildes riesiges Gesicht auf dem Plattencover, ihr Blick, die Wimpern, diese tiefe, brodelnde Stimme und meine, diese Hilde verehrende Mutter — das alles war mir nicht geheuer. Heute denke ich, dass wahrscheinlich die Hilde innewohnende Mischung aus Melancholie, Mut, Wut und dem unbedingten Willen statzufinden — auf ungezählten Bühnen und in ihrem Leben — mir als Kind, das nichts von Lebenskämpfen wusste, unheimlich war. Heute versteh ich. Vieles. Mehr. Vielleicht heißt von Hilde lernen für mich, keine Angst vor dem eigenen Furor zu haben und den Mut zu finden, die zu sein, die man in sich spürt.

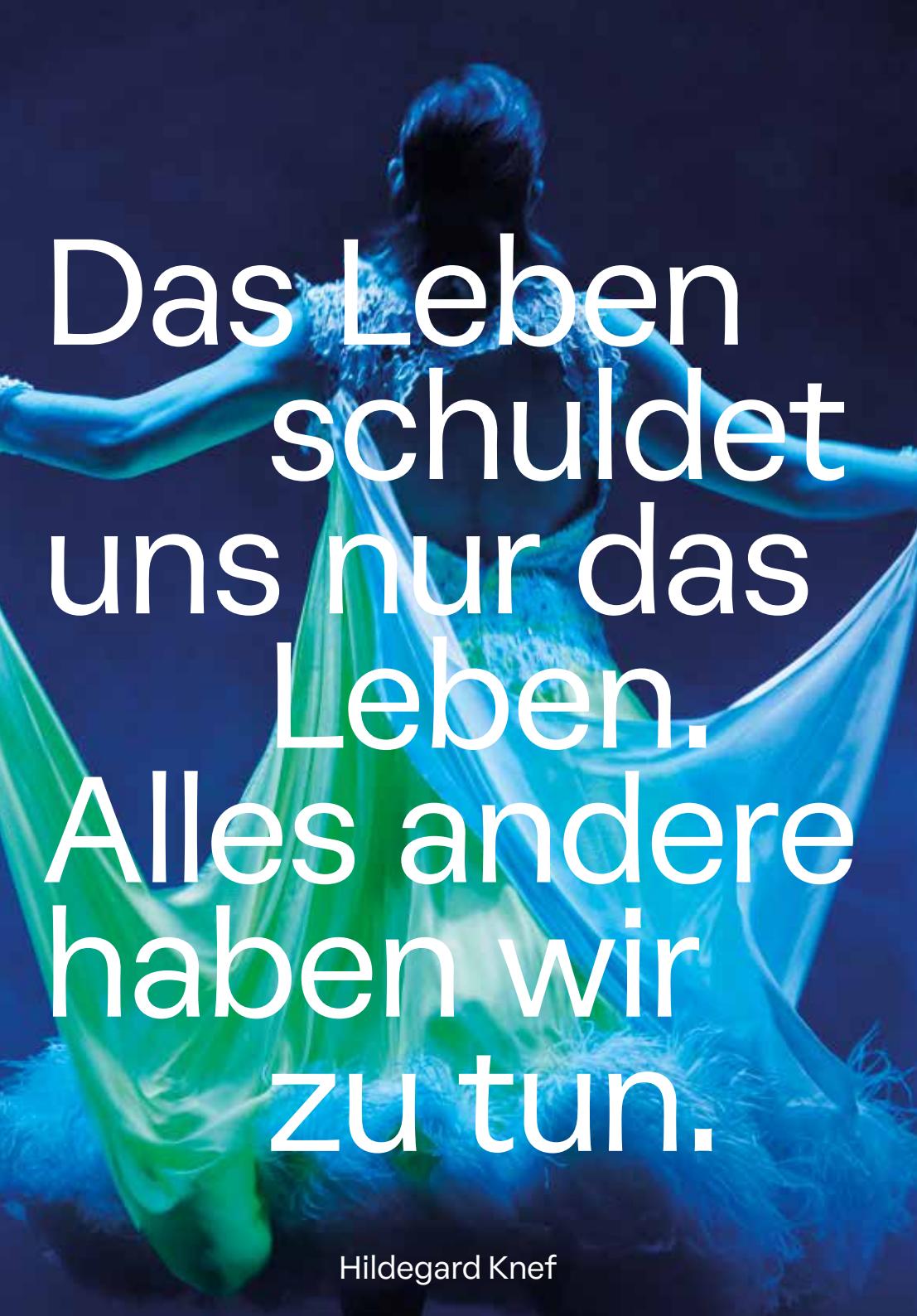


Michael Lippold Mich interessiert die Hilde, die über sich sagt: „Der schwierigste Mensch, mit dem ich lebe, bin ich selbst.“ Eine Hilde, die es mit sich allein kaum aushält, die sich nicht besonders sympathisch ist, aber immerhin Leute kennt, die ihr noch „weitaus ekelhafter sind“ als sie sich selbst. Diesen inneren Kampf, und manchmal Krampf, kann ich sehr gut nachvollziehen und glaube, das einzige Mittel dagegen ist Humor: die Fähigkeit, über sich selbst und andere zu lachen und nicht alles wichtig zu nehmen, vor allem nicht sich selbst. Von diesem Humor hatte Hilde jede Menge. Auch ihre Angst vor „der Meute“, also den Leuten draußen, kenne ich gut. Warum gehe ich immer wieder auf eine Bühne? Warum tue ich mir das an? Hildegard Knef hat sich mit ihrem „Löwenmut“ immer wieder „der Meute, die einen auffrisst“, gestellt. Weil es vermutlich besser war, als allein zu sein und nicht gesehen. Sie brauchte die Öffentlichkeit, um sich zu spüren, und gleichzeitig hat sie sie gescheut, manchmal auch verabscheut. Ihre beste Rolle war: die Knef. Wie nah kann ich dieser Rolle kommen? Wie nah kommt sie mir? Wie inszeniert ist Hildes Authentizität? Und wie viel Wahrheit steckt in dieser Inszenierung?



Oana Solomon Ich habe vor dreißig Jahren Hildegard Knefs Autobiografie „Der geschenkte Gaul“ gelesen und war überrascht, was für ein literarischer Wurf ihr damit gelungen ist. Eine Schauspielerin und Sängerin, die so gut schreiben kann, war damals eine echte Ausnahmeerscheinung. Obwohl man dieses Talent auch in ihren originellen Liedtexten sofort erkennt. Durch die Arbeit an unserem Theaterabend bin ich noch intensiver ihrer Vielseitigkeit nahegekommen, ihrem großen musikalischen Können und ihrer schillernden Persönlichkeit. Mit ihrer Direktheit und Ehrlichkeit, ihrem Mut zu ungewöhnlichen Rollen war sie ihrer Zeit weit voraus. Hildegard Knef war eine Rebellin, die trotzdem den Zeitgeschmack traf. Sie musste sich immer wieder neu erfinden, konnte sich nicht auf ihren Lorbeerren ausruhen, hat unermüdlich um Anerkennung gekämpft — und war dabei immer eine Diva, die auch bereit war zu polarisieren. Auch politisch. Was mich an ihr anspricht, sind vor allem diese Zähigkeit, mit der sie ihren Weg verfolgte, die Mischung an Anspruchsvollem und Mondärem, die sie in ihrer Kunst verband, und die Bereitschaft, sich zur Disposition zu stellen. Dadurch wurde sie erst das Mysterium, als das sie heute erinnert wird. Ein großer Charakter, gepaart mit klugem Witz und dynamischer Präsenz. Der Stoff eben, aus dem Legenden gestrickt sind. Für mich eine Inspiration und ein Leitstern.





Das Leben schuldet uns nur das Leben. Alles andere haben wir zu tun.

Hildegard Knef

Chronik

28.12.1925 Hildegard Frieda Albertine Knef wird in Ulm geboren. Ihr Vater Hans Theodor ist Tabakkaufmann, ihre Mutter Frieda Auguste ist Sekretärin und später Inhaberin eines Zigarren- bzw. Schokoladengeschäfts. Der Vater macht der Mutter Vorwürfe, dass sie keinen „Stammhalter“ geboren habe. Knefs geliebter Großvater Karl Gröhn ist polnisch-ostpreußischer Abstammung und verbringt seine Sommer in einer Laube im Berliner Vorort Zossen, wo sich Knef als Mädchen oft aufhält.

1926 Knefs Vater stirbt 28-jährig an den Folgen der Syphilis. Mutter und Tochter ziehen nach Berlin-Schöneberg. Während der Kriegszeit wohnt der Großvater dort mit ihnen.

Sommer 1933 Mutter Frieda heiratet den aus Hannover stammenden Schuhmachermeister und Lederfabrikbesitzer Wilhelm Wulfestieg (der Hildegard allerdings nicht adoptiert). Frieda und Hildegard helfen im Schuhmacherladen mit aus.

Sommer 1941 15-jährig verlässt Hildegard Knef mit Mittlerer Reife die Schule. Ihre Mutter hatte den Besuch einer Handelsschule für sie vorgesehen.

1.4.1942 Beginn der Ausbildung als Zeichnerin in der Malabteilung der Ufa-Filmstudios in Berlin-Mitte, finanziert durch ein Stipendium, das sie sich durch erfolgreiche Teilnahme an einem Ufa-Preisausschreiben für Zeichnerinnen erwirkt. Abends Tätigkeit für die Trickfilmabteilung.

Anfang Juli 1943 Probeaufnahmen für die Schauspiel-Abteilung der Ufa, die ihr von Personalchefin Else Bongers ermöglicht werden.

14.8.1943 Knef beginnt eine durch ein Stipendium finanzierte Ausbildung zur Schauspielerin an der Staatlichen Filmschule Potsdam-Babelsberg (Ufa).

Februar 1945 Hildegard Knef nimmt am sogenannten „Endkampf“ teil, verkleidet sich als Soldat und will mit ihrem Liebhaber Ewald von Demandowsky — deutscher Reichsfilm-dramaturg und Produktionschef der Tobis — als Teil einer Volkssturmtruppe aus dem umkämpften Berlin zu ihrer Mutter in der Lüneburger Heide fliehen. Beide geraten in die Hände polnischer Partisanen. Knef wird in ein sowjetisches Lager in Polen gebracht. Nach der Aufdeckung, dass sie eine Frau ist, kommt sie in Einzelhaft; sie erkrankt an Typhus und verletzt sich den Kiefer. Ihr gelingt nach drei Monaten die Flucht nach Berlin. Dort findet sie Anfang Juni nach Vermittlung von Else Bongers Unterschlupf in der Villa des Schauspielers Victor de Kowa.

16.6.1945 Erster Theaterauftritt nach dem Krieg: „Heute Abend um sechs“ mit Victor de Kowa. Am Tag der Premiere erfährt Knef, dass sich ihr geliebter Großvater 79-jährig das Leben genommen hat.

3.11.1945 Knef trägt zur Einweihung des Schlosspark-Theaters in Berlin-Steglitz Goethes „Der Anfang ist in allen Sachen schwer“ vor, den Prolog des Stücks „Hokusokus“ von Curt Goetz; Regie führt Boleslaw Barlog. Während der Aufführungen lernt sie Kurt Hirsch kennen.

Ende Februar 1946 Nachdem Regisseur Wolfgang Staudte Knef in „Zum Goldenen Anker“ im Schlosspark-Theater gesehen hat, engagiert er sie für die Hauptrolle im ersten deutschen Nachkriegsfilm, der DEFA-Produktion „Die Mörder sind unter uns“.

15.12.1947 Heirat mit Kurt Hirsch.

23.1.1948 Übersiedlung mit Kurt Hirsch in die USA. Bei einem Zwischenstopp in London Unterzeichnung eines Vertrages mit David O. Selznick.

1.4.1948 Erste Interviews für die amerikanische Presse — das Studio gibt sie als Österreicherin aus und ändert ihren Namen in Hildegarde Neff. Außer einigen Probeaufnahmen ereignet sich nichts weiter; Selznick produziert keine Filme mehr und legt Knef somit auf Eis. Beginn der engen Freundschaft mit Marlene Dietrich.

14.4.1950 Knef wird in Los Angeles amerikanische Staatsbürgerin.

1.8.1950 Knef und ihr Mann lösen ihren Haushalt in Beverly Hills auf und kehren nach Europa zurück, für Dreharbeiten zum Film „Die Sünderin“ von Willi Forst.

18.1.1951 Uraufführung des Films „Die Sünderin“. Die Kritiken sind schlecht; es folgen Protestdemonstrationen der katholischen Kirche, weitere Boykottaufrufe und vorübergehende Verbote.

30.10.1951 Rückkehr nach Los Angeles / Hollywood. Bekanntschaft mit Marilyn Monroe.

November 1952 Scheidung von Kurt Hirsch.

5.9.1954 Ankunft in New York. Als Vorbereitung auf ihre Rolle als Ninotschka im kommenden Musical „Silk Stockings“ von Cole Porter erhält sie zwei Wochen lang Gesangsunterricht bei Herbert Green. Porter war durch Knefs Interpretation zweier seiner Lieder im Film „Schnee auf dem Kilimandscharo“ auf sie aufmerksam geworden.

22.11.1954 Während der Voraufführungen in Philadelphia wird Knefs Erkrankung an Masern vor der Presse geheim gehalten; die Krankheit löst Kurzsichtigkeit aus und einen Stimmbandriss, mit der Folge, dass ihr lebenslang zwei Stimmbandknoten bleiben.

24.2.1955 Insgesamt steht Knef 478-mal (inkl. der Voraufführungen: 576-mal) als Ninotschka auf der Bühne, achtmal dreieinhalb Stunden pro Woche.

14.4.1956 Knef spielt nach 15 Monaten am Broadway zum letzten Mal in „Silk Stockings“. Sie und ihre Mutter kehren nach Europa zurück.

8.5.1959 Knef lernt in Brighton während TV-Dreharbeiten den sieben Jahre jüngeren,

zu diesem Zeitpunkt noch verheirateten englischen Schauspieler David „Tonio“ Cameron kennen.

22.12.1961 Mutter Frieda stirbt 65-jährig in München an Krebs.

April 1962 Nach der Unterzeichnung eines Vertrages mit der Firma Telefunken-Decca nimmt Knef erstmals seit zehn Jahren wieder Musikschallplatten in Deutschland auf und begründet damit ihre neue Karriere als Chansonsängerin. „So oder so ist das Leben“ erscheint als erstes Studioalbum im Jahr darauf.

30.6.1962 Heirat mit David Cameron.

Januar 1963 Erster Auftritt als Chansonsängerin vor Publikum beim „Treibjagd-Ball“ des Münchener Klatschkolumnisten Hannes Obermaier.

Spätsommer 1964 Erste Arbeiten am Buch „Der geschenkte Gaul“. Es bleibt jedoch vorerst bei der „Liebeserklärung an einen Großvater“, dem späteren ersten Kapitel. Das Manuskript bleibt vier Jahre lang liegen.

16.5.1968 Tochter Christina Antonia („Tinta“) kommt — etwa sieben Wochen zu früh — in München per Kaiserschnitt zur Welt. Knef schwiebt kurzzeitig in Lebensgefahr. Durch die Bluttransfusionen bei der Notgeburt infiziert sie sich mit dem Hepatitis-Virus; das Kind leidet wegen Sauerstoffmangel seitdem an zerebraler Kinderlähmung. Knef kann ihre Tochter nach vier Wochen erstmals durch eine Glasscheibe sehen, nach sechs Wochen erstmals im Arm halten.

4.8.1970 Veröffentlichung ihres ersten Buches „Der geschenkte Gaul“ — Bericht aus einem Leben. Das Buch wird ein phänomenaler Erfolg (Platz 1 der „Spiegel“-Liste) und verkauft sich innerhalb der ersten sechs Wochen in den deutschsprachigen Ländern 280.000-mal. Das Buch wird in 17 Sprachen übersetzt und auch international zu einem Bestseller.

10.4.1973 Nach einem Blutsturz wird Knef zwei Mal operiert: zunächst Entfernung der Gebärmutter, dann, am 3.5., Entfernung eines Teils des Darms nach einem Verschluss aufgrund akuter Bauchhöhlenentzündung. Die OPs werden durch Blutgerinnungsstö-

rungen verkompliziert, an denen Knef seit der Geburt ihrer Tochter leidet. Die Ärzte haben wenig Hoffnung, dass Knef die zweite Operation überstehen wird. Erste hoch dosierte Morphininfusionen. Kurz danach Erkrankung an Brustdrüsenerkrebss.

13.1.1975 In Wien Verleihung des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse „für Verdienste um die Anerkennung der Bundesrepublik Deutschland in der Welt“ durch den deutschen Botschafter in Österreich.

Juni 1975 Veröffentlichung ihres Buches „Das Urteil“, in dem Knef u. a. über ihre Krebserkrankung, die darauffolgenden 56 Operationen und über ihre Behandlung durch die Ärzteschaft schreibt.

10.9.1975 Während der Dreharbeiten zum Spielfilm „Jeder stirbt für sich allein“ schwere Morphin-Entzugserscheinungen, wovon die Boulevard-Presse Wind bekommt und titelt: „Knef rauschgiftsüchtig?“ und „Böse Gerüchte um den Geisteszustand“.

4.6.1976 Scheidung von David Cameron.

Juni 1976 Knef lernt über die gemeinsame Freundin Baronin von Lazar den amerikanischen Staatsbürger ungarischer Herkunft Paul Freiherr von Schell zu Bauschrott kennen.

1.6.1977 Heirat mit Paul von Schell in Berlin.

August 1977 Verleihung des Bundesfilmpreises für ihr Gesamtwerk.

11.12.1979 Knef lässt sich in Lausanne in fünfstündiger Operation das Gesicht liften. In einem Interview erklärt sie im Juli 1980: „Ich bin es meinem Publikum schuldig, dass ich ansehnlich aussehe, wenn ich auf die Bühne komme.“

Februar 1982 Knef erleidet — wohl aufgrund ihrer Abhängigkeit von einem Morphinmedikament — einen körperlichen Zusammenbruch.

November 1992 Veröffentlichung ihrer ersten Single nach fünf Jahren, einer Neuauflage von „Für mich soll's rote Rosen regnen“ durch die Rockband Extrabreit, auf der ein Sample ihrer Originalaufnahme von 1968 verwendet wird. Die Maxi-CD verkauft sich etwa 150.000-mal.

November 1999 Veröffentlichung ihres letzten Albums (und ersten Studio-Albums seit 19 Jahren) „17 Millimeter“ mit Jazz-Musiker Till Brönner. Die CD kann sich zwar nur zwei Wochen in den deutschen Popcharts halten, erhält aber den Preis für die erfolgreichste Jazzproduktion des Jahres.

19.11.1999 Letzter Gesangsauftritt im Fernsehen mit „Zum Schluss“ in der Talkshow „Herman & Tietjen“.

4.2.2000 Krankenhausaufenthalt in Berlin wegen schwerer Bronchitis. Die Ärzte diagnostizieren ihre allgemeinen Atemprobleme als Lungenemphysem.

9.3.2000 Verleihung des Schallplattenpreises „Echo“ für ihr Lebenswerk.

Sommer 2000 Dreharbeiten zur Dokumentation über ihr Leben „A Woman and a Half“ auf dem Kreuzfahrtschiff Queen Elizabeth II und in den USA. Beim Rückflug von Los Angeles nach London fehlt das notwendige Sauerstoff-Atemgerät; dadurch verschlimmert sich Knefs Lungenemphysem.

27.6.2001 Knef ist offiziell wieder deutsche Staatsbürgerin.

15.11.2001 Auszeichnung mit dem „Bambi“ für ihr Lebenswerk; wegen Erkrankung Entgegennahme durch den Schauspieler Günter Pfitzmann.

17.1.2002 Letzter öffentlicher TV-Auftritt in der „Johannes B. Kerner-Show“; darin sagt Knef: „Ich habe gar keine Lust zu kämpfen, dauernd zu kämpfen.“

1.2.2002 Hildegard Knef stirbt gegen zwei Uhr morgens im Alter von 76 Jahren an einer akuten Lungenentzündung in Berlin. Sie wird sechs Tage später auf dem Waldfriedhof Berlin-Zehlendorf in einem Ehrengrab des Senats von Berlin beigesetzt, in unmittelbarer Nähe des früheren Bundeskanzlers Willy Brandt, der sie einst zur „Botschafterin Berlins“ ernannt hatte. Trauerfeier und Beerdigung werden live in der ARD ausgestrahlt.



Michael Lippold, Anja Herden, Shirin Eissa

Fast ein Vermächtnis

Tagebuchnotiz, 16. Mai 1975

Christinas Geburtstag, ihr siebenter

von Hildegard Knef

Christina, meine Tochter, wenn ich Dir einen Brief schreiben wollte, einen, den Du, wenn Du älter bist, lesen sollst, was um alles in dieser Welt soll und darf ich Dir sagen? Alles, was ich weiß. Das ist nicht viel, aber belogen haben wir uns nie. Von Anfang an nicht. Oder? Zuerst einmal würde ich Dir gestehen, dass Deine Mutter zeitlebens von der Un-Gleichgültigkeit befallen war und dass sie ihr zu einer Menge Schrammen verholfen. Soll ich Dir also raten, gleichgültig zu sein? Ich bedauere, dass Du — so scheint mir — nicht allzu musikalisch bist. Musik ist der Schritt, den die Sprache nicht gehen kann, sie ist die „Mulde“ oder der „Berg“, auf dem Du unantastbar Deine Schrammen ausheilen lassen kannst. Und ganz ohne Schrammen lebt nicht mal der Dickhäuter, und der, dessen bin ich gewiss, bist Du, meine Tochter, nicht.

Soll ich Dir zuerst vom Gegenmenschen oder von der Schönheit erzählen? Mein Großvater — Dein Urgroßvater — erzählte mir ausschließlich von der Schönheit, dafür unterschlug er mir die Menschen, allesamt, ob Gegenmensch, ob Mitmensch, er klammerte sie aus, leugnete sie ab, hielt hartnäckig an seiner Nichtbeachtung fest. Ich „entdeckte“ sie sozusagen auf eigene Faust und brach mir zuweilen — wohl auch deshalb — sämtliche Gräten. Ich will Dich warnen: warnen vor der Erbärmlichkeit, der Fassade des Wissens, hinter der sich die Wüstenlandschaft menschlicher Eitelkeit dehnt; warnen vor den Menschen, die jenen Vögeln ähnlich, die den Krokodilen Fleischreste aus dem Kiefer picken, den „Zahnbürsten“ der Natur, nur dass der Menschheit „Zahnbürsten“ nutzlos und sich ausschließlich dem Gesetz der Zerstörung und des „Mitessens“ verschrieben. Sie essen Kraft, Gedanken, Heiterkeit, Liebe, Schönheit, Güte; sie sind die Barrakudas und

treten zumeist in Rudeln auf. Ich fürchte den Tag, an dem Du das erste Mal nicht wegen EINES Menschen, sondern wegen vieler Menschen weinen wirst, das ist der Tag, an dem Dich die Pest der Hoffnungslosigkeit befällt. Sie ist heilbar. In der Schönheit wird sie, zwar langsam und von Rückfällen gezeichnet, ausheilen.

Da wir bei den Warnungen sind: Ich habe Dir etwas Gefahrvolles vererbt: die Fähigkeit der absoluten Konzentration und Hingabe an einen einzigen Menschen. Da bitte ich Dich, nein, da flehe ich Dich nahezu an: Halte die Zügel Deiner bedingungslosen Liebe, fürchte sie ein wenig, denn in der Liebe bist Du ungeschützt und verletzbar wie nie zuvor. Deine unverkennbare Neigung, bedingungslos zu lieben, wird Dir heftig blutende Wunden schlagen; sei's drum, nur verbluten darfst Du nie. Denn nur sehr wenige ertragen das Geschenk der Liebe; sie ertragen es ebenso wenig, wie sie das Geschenk des Lebens ertragen, und des Jägers Interesse erlischt beim Anblick des Erlegten. Suche zögere warte prüfe.

Du bist schön. Ich sage laut und deutlich: Du bist schön. Kein rotznasig-pubertäres Jungvieh, kein faltig-jugendsuchendes Altier darf Dich eines Tages mittels dieser banalen Feststellung beglücken oder gar überraschen. Die Feststellung ist keines Geschenkes würdig, schon gar nicht das Deines Körpers, außer: Du willst es so. Dann merke: Du wählst. Du lässt nie wählen. Und noch eins: Sage nie vor Erschöpfung „Ja“, was immer es auch sei: Letzteres erfuhr ich von meiner Lehrerin und unserer gemeinsamen Freundin Else Bongers. Ich erfuhr es, als ich sechzehn war. Fast zu alt, um nicht schon hirnrissig gehandelt zu haben, und noch zu jung, um die Weisheit

zu begreifen und anzuwenden. Versuche, einige Menschen zu finden, denen Du Deine Wahrheit sagen kannst. Es gibt immer eine individuelle Wahrheit, eine — leider — demütigend subjektive, oder eine gigantische, den Kosmos betreffende, in der man sich verliert. Alle anderen Wahrheiten sind modeunterworfen, diktaturbestimmt und von der Farbbeständigkeit eines Chamäleons. Doch achte darauf, dass Du zwischen Höflichkeit und notwendiger Lüge nicht Deine Wahrheit verlierst, und lass Dir von der vielköpfigen Schlange „Zynismus“ nie einflüstern, dass sie die Wahrheit und die Weisheit sei.

Das Absurde der Menschen ist, dass sie dem Leben unter anderem die Kürze absprechen, und es ist kurz, ob du hundert werden darfst oder nicht. Und suche keine Idole; sie sind austauschbar, verführen zu jener Leichtfertigkeit, die mancher mit Liebe verwechselt.

Es wird Tage geben, an denen Du die Welt umarmst, und Tage, an denen Dich die blitzeblanke Verzweiflung am Kragen hat. Wisse: Du bist nicht die einzige, obgleich das zu wissen nicht immer hilft, denn Schmerz ist unteilbar, das fängt beim Zahnschmerz an. Nur wisse: Er geht vorüber, doch Du musst ihm Zeit lassen. Wenn Du ihn bekämpfst, wird er sich Deiner annehmen, er wird Dich verspeisen, denn er braucht Widerstand.

Und suche Dir einen Beruf, der Dir Freude macht, und wenn er Dir keine Freude mehr macht, dann wechsle ihn. Deine Kinder werden Dich eines Tages verlassen, und Du musst ihnen helfen, Dich zwar liebend, so doch leichten Herzens verlassen zu können. Was bleibt, ist die Arbeit. Ein Mensch, ein Mann kann Dich verlassen oder Du ihn, was bleibt, ist die Arbeit. Noch eins: Es ist gut,

Misserfolg zu kennen. Lerne ihn mit dem gebührenden Abstand zu erleben wie auch den Erfolg. Wenn Du Fehler machst, mach große dicke fette. Sei nicht püsslig weder so noch so.

Und werde schwerhörig, wenn das Wort „Glück“ fällt. „Glück“ ist Hirngespinst, Seifenblase, Fotounterschrift. Du, als frühzeitiger „Gegenstand“ der Presse, weißt, dass wir „Glück darstellen“. Eingefroren lächelnd, in das Linsenloch der Kamera glotzend, stellen wir dar. Was drämmelt hinter unserer „Darstellung“? DU willst spielen gehen. ICH habe Narbenschmerzen, und Dein VATER sollte seit Stunden in Salzburg sein und klimpert hinterm Rücken mit Autoschlüsseln. „Glück“ ist Zensurenverteilung — doch man fragt sich, an wen? „Glück“ ist bewusste Täuschung des Gegenmenschens, der zusätzliche Geschenke zum Geschenk Leben verspricht, eine Art Auszeichnung fürs Nichtstun, ein Kniefall vorm Zufall. „Glück“ ist nichts anderes als Maßlosigkeit, Vermessenheit und Anspruch. So lange man nicht leidet, ist Leben Geschenk und Gnade, „Glück“ ein Verrat.

Und jetzt lass uns von der Schönheit sprechen: Sie ist überall. Wie das Leid. Und für beide sind die Menschen blind.

Vielleicht Du nicht.

Lieder und Texte

Mit freundlicher Genehmigung:

17 Millimeter fehlten mir zum Glück

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)
© Warner Chappell Music, Inc.

Ach wie schön ist so ein eig'ner Mann im Haus

(Harold Spina / John M. Elliott, Gerhard Bronner) © Warner Chappell Music, Inc.

Applaus

(Charles Strouse / Lee Adams, Gerhard Bronner) © Warner Chappell Music, Inc.

Das Glück kennt nur Minuten

(Hermann Thieme / Hildegard Knef)

© peermusic (Germany) GmbH

Das Urteil

Roman von Hildegard Knef

© peermusic (Germany) GmbH

Der geschenkte Gaul

Roman von Hildegard Knef

© peermusic (Germany) GmbH

Die Herren dieser Welt

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© peermusic (Germany) GmbH

Eins und eins, das macht zwei

(Charly Niessen) ©1964 by Melodie der Welt

GmbH & Co. KG

Friedenskampf und Schadenfreude

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© peermusic (Germany) GmbH

Für mich soll's rote Rosen regnen

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© Europaton Musik Edition Peter Schaeffers

Ich brauch' Tapetenwechsel

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© peermusic (Germany) GmbH

Ich hab' noch einen Koffer in Berlin

(Ralph Maria Siegel / Aldo von Pinelli)

© Warner Chappell Music, Inc.

Illusionen

(Friedrich Meyer / Fritz Rotter)

© Europaton Musik Edition Peter Schaeffers

Im 80. Stockwerk

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© peermusic (Germany) GmbH

In dieser Stadt

(Charly Niessen) ©1965 by Melodie der Welt

GmbH & Co. KG

Meine Lieder sind anders

(Herbert Rehbein / Fred Weyrich)

© 1976 by Melodie der Welt GmbH & Co. KG

Mutlosigkeit

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© Warner Chappell Music, Inc.

Natascha

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© Warner Chappell Music, Inc.

Nichts haut mich um — aber du

(Cole Porter / Mischa Mleinek)

© Warner Chappell Music, Inc.

Träume heißen du

(Cole Porter / Mischa Mleinek)

© Warner Chappell Music, Inc.

Von nun an ging's bergab

(Hans Hammerschmid / Hildegard Knef)

© peermusic (Germany) GmbH

Wo einmal nichts war

(Charly Niessen) © Edition Rhythmus Rolf

Budde KG

Zitate, Auszüge aus Interviews und Presseartikeln mit freundlicher Genehmigung von Funkturm Verlag

Textnachweise

Giordano, Ralph: Dauerhaftes Mirakel.

In: Sannwald, Daniela / Jaspers, Kristina / Mänz, Peter (Hg.): Hildegard Knef. Eine Künstlerin aus Deutschland. Berlin, 2005.

Knef, Hildegard: Das Urteil oder Der Gegenmensch. Wien / München / Zürich, 1975.

Schröder, Christian: Dass es gut war, das weiß man hinterher. In: Sannwald et al.: a.a.O. von Schell, Paul: Voller Vertrauen.

In: Sannwald et al.: a.a.O. Willemsen, Roger: Smoke Gets In Your Eyes.

In: Sannwald et al.: a.a.O. → hildegardknef.de/chronologie

Die zitierten Texte wurden teilweise behutsam in sich gekürzt sowie an die aktuell geltende Rechtschreibung angepasst.

Wir haben uns bemüht, alle Urheberrechte zu ermitteln. Sollten darüber hinaus Ansprüche bestehen, bitten wir, uns dies mitzuteilen. Alle weiteren Texte sind Originalbeiträge für dieses Programmheft.

Impressum

Herausgeberin: Niedersächsische Staatstheater Hannover GmbH, Schauspiel Hannover

Intendant: Dr. Vasco Boenisch

Redaktion: Dr. Vasco Boenisch, Zora Otte

Fotografie: Jörg Brüggemann, Ostkreuz

Gestaltung: Lamm & Kirch, Berlin; Minka Kudraß; Druck: QUBUS media GmbH

Gedruckt auf Recyclingpapier, ausgezeichnet mit: Blauer Engel, FSC® und EU Ecolabel zertifiziert.

Schauspiel Hannover

Prinzenstraße 9, 30159 Hannover

→ schauspielhannover.de

Christian Decker, Kristof Hinz



Ich bin ein Mensch, der aus
Widersprüchen besteht — das
ist meine Natur.

Hildegard Knef



12

Niedersächsisches
Staatstheater Hannover

Spielzeit
25 26